

# Der Bergsturz [Fortsetzung]

Autor(en): **Ramuz, C.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **33 (1943)**

Heft 8

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635621>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# DER BERGSTURZ

Roman von C. F. Ramuz, deutsch von Werner Johann Guggenheim

## 9. Fortsetzung

Er atmet mit vollen Lungen, er atmet wie ein Verdurstender, der trinkt.

Und das dringt in ihn ein, das hat Geschmack und Geruch, das dringt ganz tief in seinen Körper hinein, fließt in den Magen, durchströmt seinen Leib, gibt ihm seine Kräfte zurück. Alsdann stemmt er sich zwischen den halb mit Geröll überdeckten Felsblöcken noch weiter hinauf, bis er den oberen Rand der Blöcke erreicht, von wo sich ihm ein freier Blick nach allen Seiten öffnet.

Dort hat er sich auf eine Steinplatte ausgestreckt.

Und nun ist sein ganzer Körper von Sonne umgeben, liegt in der Sonne, ihr ganz hingegeben, umflossen von dem flutenden Licht des Gestirns. Und jetzt hat man Raum, viel mehr Raum, als man braucht.

Er streckt seine Beine, er gähnt. Er hebt die Arme über seinen Kopf, er streckt sich weit nach beiden Seiten aus. Sie berühren nichts, sie stossen sich an nichts. Sie treffen nur die Luft, und die ist weich, nachgiebig, leistet keinen Widerstand.

Wie gut! Er sagt sich: „Oh, wie ist das gut!“ Er gähnt. Er kratzt sich den Kopf, den Hals, den Rücken, die Schenkel. Nun kann man ihn sehen, nun sieht man ihn ganz. Man sieht, wie er bleich ist, er hat die Farbe einer weissen Rübe. Man sieht auch, dass er nur noch Ueberreste von Schuhen an den Füssen hat, aus denen seine Zehen hervorkommen. Der eine Hosenstoss reicht nur noch bis zum Knie, der andere ist auf der Seite aufgerissen. Er fühlt sich wohl, er gähnt noch einmal. Er streckt sich auf die andere Seite und stützt den Ellbogen auf. Sein Wams ist auf dem Rücken bis zu den Schultern zerrissen und vorne weit offen, es enthüllt seine Brust, die ganz ausgemergelt und hohl ist. An seinem Kinn ist ein harter Bart gewachsen.

Von den Fußspitzen bis zur Scheitel ist er ganz von einer einzigen und einheitlichen Farbe, die sich jetzt noch rasch verändert, denn sie wird an der Sonne noch heller; das Leder, der Stoff, das Tuch, seine eigene Haut, sein eigenes Haar: alles wie überstrichen mit einem hellen Grau, das weiss wird.

Und man sieht, dass er eine alte Kruste von schwarzem Brot, die er eigens mitgenommen haben muss, aus seiner Tasche herausholt. Er hält die Kruste mit beiden Händen vor den Mund und macht mit seinen Zähnen ein Geräusch, das man hören kann.

Die Fliegen kommen immer zahlreicher herbei, auch die Schmetterlinge, kleine, weisse Schmetterlinge und andere von feinem Grau und Blau. Sie flattern auf und ab, leicht in der Luft schwebend wie kleine Papierschnitzel. Er isst gierig, seinen Speichel verschluckend; inmitten einer kleinen schwärzlichen Wolke, die sich um ihn bewegt.

Jetzt schaut er. Er sieht. Die Dinge um ihn her erhalten wieder ihre Ordnung, sie stellen sich voreinander, hintereinander, sie erhalten wieder ihre grösseren und kleineren Entfernungen, die Räume ordnen sich wieder um ihn her, nach der Höhe, nach der Tiefe. Und die Sonne hilft ihm dabei. Die Sonne wollte ihm zuerst hinderlich sein, sie vermochte es nicht. Der Mensch zwingt die Sonne, ihm zu helfen; wenn du auch nicht willst, schau nur her,

ich zwinge dich dazu; und das hier ist ein Stein, und jenes dort ist ein Stein. Er sieht die zerspaltenen Felsen, deren frische Bruchflächen im Lichte sind: Blaue Felsen mit weissen Adern, bläuliche wie die Blüten des Jmmergrüns, kastanienbraune, andere rötlich wie die Blumen des Klees, und andere, die aussehen wie vom Feuer geschwärzt. Steine und Felsen soviel man nur will, übereinander, nebeneinander, sie bieten sich ihm dar als etwas Unwirkliches, Unwahrscheinliches, etwas, das er noch nie gesehen hat, unter der Sonne, die an ihrem alten Orte steht, und also noch immer da ist.

Sie ist noch da, und ich, ich bin auch da, sagt er sich, aber wo bin ich?

Er sieht, dass er sich mitten in einer grossen Einöde von Steinen befindet. Er gibt sich grosse Mühe, in seinem Kopf Ordnung zu schaffen.

Am anderen Ende einer langen Nacht (aber bin ich denn am gleichen Ort geblieben? Oder hab ich meinen Aufenthalt geändert? Bin ich vielleicht unten durch die Erdtiefen gewandert, und am Ende gar unter den Bergen durchgekommen? Denn wie lange hat es gedauert?), am anderen Ende einer langen Nacht findet er die gleiche Sonne wieder. Aber diese selbe Sonne beschien einst schönes grünes Gras, eine reiche Alp mit weidenden Kühen, mit Männern, die Mist führten und austreuten. Es war alles voll Leben, die Glocken läuteten am Hals der Tiere, die Männer jodelten einander zu. — Jetzt: Schweigen. Er sieht sich um: keine Menschen mehr, kein Vieh, kein Gras, keine Hütten: er sieht Steine und wieder Steine und wieder Steine. Er sieht ein ungeheures Feld von Steinen, es reicht in schwach geneigtem Hang bis zu der anderen Bergkette hin, jener, die sich im Süden erhebt. Und sie erkennt er wieder, aber am Fuss dieser Kette glänzt etwas, und er erkennt nicht sogleich, was es ist; es ist Wasser, es sind zwei kleine Seelein.

Aber die waren früher nicht da; wo also befindet er sich?

Wieder kratzt er sich am Kopf.

Bei jeder Bewegung, die er macht, entfliegen die Fliegen, die ihn bedecken, und summen wie eine Geigensaite, die gezupft wird. — Er ist auf Derborence, trotz allem. Das sagt er sich. Ich bin auf Derborence, ich sehe, dass ich hier bin. Der Alpgrund hat sich verändert, aber die Höhen, die ihn umgeben, haben sich nicht verändert. Unten ist alles anders geworden, oben ist alles gleichgeblieben. Er nennt die Berge einzeln bei ihren Namen, denn die Namen kommen ihm ins Gedächtnis zurück: dort Cheville, dort Pointe au Peigne, dort ist die Schlucht und dort liegt Zamperon, dort links kommt der Porteur de Bois; und nun wendet er sich noch, dann wirft er den Kopf zurück und beginnt zu lachen.

Denn jetzt hat er begriffen.

Er wendet sich nach Norden: dort ist es, etwa fünfzehnhundert Meter über ihm, unter der Sankt-Martinspitze, dort ist die Abbruchstelle des Gletschers; er sieht die Stelle genau, die Schnittfläche glänzt noch ganz neu.

Er begreift. Er sagt sich: „Ich seh' es.“

Er nickt: „So ist das, jetzt hab' ich's begriffen. Der Berg ist heruntergestürzt.“

Er ist auf uns heruntergekommen, ich erinnere mich an den Lärm, und das Dach ist auf der einen Seite eingedrückt worden.

**Vereinigte Blindenwerkstätten Bern**

Bürsten- und Korbwaren - Schauplatzgasse 33 - Neufeldstrasse 31

Da sieht man den Weg, den der Berg genommen hat. Da ist mächtig viel heruntergekommen, und von weit oben her. Man sieht die Strasse, wo die Blöcke heruntergekommen sind, geradenwegs auf uns herunter, als hätten sie es auf uns abgesehen gehabt. Da ist kein Haus verschont geblieben, das sieht man. Und er, der sich fast in der Mitte des Steinfeldes befindet, blickt sich wieder um und betrachtet die ungeheuren Trümmer. — Keine Spur mehr von Gras, auch keine Spur mehr vom Vieh, keine Spur mehr von Menschen.

Er sagt sich: „Wo sind sie?“ Er sagt sich: „Sie werden wohl geflohen sein.“

Er sagt sich: „Ich, ich bin gefangen geblieben.“

Er sagt sich: „Aber jetzt habe ich mich frei gemacht. Lange hat es gedauert, aber ich bin trotzdem frei geworden.“

Und nun ist er glücklich. Er sieht, dass er lebt. Er hat Augen, die sehen, einen Mund, der atmet, einen Körper (und er tastet ihn ab), und er kann gehen, wie er will und wohin er will.

Er hat auch wieder ein Stimme, die Worte, die er denkt, bildet seine Zunge nach. Und seine Stimme ist schneller als er, sie läuft ihm voraus und kündigt ihn an wie ein Hund.

Er bildet einen Laut in seiner Kehle und stösst ihn heraus, er ist noch rau und ungeformt; aber man kann ihn hören, und er selber hört ihn; er beweist sich selber, dass er lebt. Und so stösst er einen ersten Schrei aus, der vom Echo zurückgeworfen wird.

„Hoho!“

Man antwortet: Ho.

Und dann hat er gesagt:

„Ich bin's.“

„Du bist's?“

„Ja, ich bin's, Anton Pont.“

Er sagt seinen Namen, er wiederholt ihn, er hat gesagt:

„Der Berg ist heruntergestürzt.“

Er sagt:

„Der Berg ist auf mich heruntergekommen, verstehst du, aber ich bin dem Berg dennoch entwischt.“

Er lacht laut. Man lacht.

Er sagt:

„Das dünkt dich lustig? Wie?... Auch mich dünkt's lustig. Wo bist du?“

Er steht auf.

## Meitschilüün

HANS ZULLIGER

Du weisch ja scho lang, i ma d'Vuebe nid lyde,  
Drum louf mer nid nache, es treit der nüt ab!  
I wett halt e gueten u freinen u gschyde,  
Grad eine wie du bisch, süsch gruufets mer drab!

Du weisch ja scho lang, daß i ledig wott blybe,  
Drum chumm mer nid gäng a mym Fäischter verby!  
U gluschtets di öppe, am Samschte cho z'schybe,  
So mach mer de lysli, süsch la di nid y!

Du weisch ja scho lang, daß di gären ha, du Lappi,  
Drum red mit em Drätti, so chunnt es i ds Blei,  
U zaagg mer nid länger, du gnietige Trappi,  
U mach, daß mer öppede hürate chöi!

Es musste jetzt so etwa gegen zehn Uhr sein, denn man sah, dass die Sonne schon recht hoch am Himmel stand. Und die Sonne zeigt sich hier erst ziemlich spät über der Ostkette, denn sie hat einen weiten Weg hinter dem Berge zurückzulegen, und sie muss Schritt um Schritt die Gipfelhöhe gewinnen.

Die Sonne glänzte weiss und rund in einer schon grossen Entfernung von dem Felskamm, der die Sicht nach Osten abschliesst; und sie war schon heiss, sogar brennend.

Er schaut sich noch nach rechts und links um, dann, nachdem er sich dem Schluchtausgange zugewandt hat, geht er nach jener Richtung quer durch die Felsblöcke.

Sie waren von verschiedener Grösse und sehr ungleich verstreut, oft hatten sie sich zwischen zwei andere Blöcke verkeilt, die schon am Platz gewesen waren. So standen einzelne aufrecht und überragten die Herde der andern wie der Hirt seine Schafe. Einzelne waren eckig und spitz, andere rund, stellenweise waren sie klein und mit Kies und sandigem Geröll untermischt, an anderen Stellen bildeten die Blöcke beinahe einen geschlossenen Fussboden, während sie dann wieder vereinzelter lagen und Löcher und breite Spalten zwischen sich offenliessen.

Er suchte sich mit Vorsicht seinen Weg, aber er lachte vor Freude. Bald rutschte er auf dem Hintern, bald schritt er aufrecht, aber wegen seiner aufgeplatzten Schuhe setzte er den Fuss nur vor, nachdem er sich sorgfältig den Platz dafür ausgesucht hatte. Dann blieb er stehen. Er sagte:

„Bist du da?“

Man hörte noch undeutlich: „aaa...“ dann nichts mehr.

Er befand sich jetzt in der Nähe der tiefsten Stelle des Bergsturzes, auf der Höhe des einen der kleinen Seelein, die sich dort hinter dem neuen Felsriegel gebildet hatten. Das Wasser hatte jetzt den oberen Rand der Steine erreicht und floss dazwischen ab, einen Wasserfall bildend, dann verschwand es alsbald zwischen Blöcken.

Er schaut dieses Wasser an, er bestaunt es, denn es bildet ein Loch, in dem das umgekehrte Gebirge auf seinem Gipfel, will sagen, ganz in der Tiefe, ein Stück des blauen Himmels trägt, das aussieht wie ein beim Auslaugen vergessenes Wäschestück.

Er lacht, er lacht laut. Er sagt: „Und was jetzt?“ Er sagt sich: „Kein Mensch ist mehr da... Hollaa! Hoolahoo!“

Er ruft den Bergleruf durch seine um den Mund gehöhlten Hände: „Hohee! Hoolahee! Hahoo!“ Aber nur ein dumpfes Getöse antwortet ihm, fern hinter ihm, in den Felsen.

„He!“ sagt er, „seid ihr alle fort?... He! Antwortet, ich bin's... Hört ihr mich? Anton Pont! Hohee! Anton...“

Nichts.

Er lacht wieder.

„Sie erwarten mich nicht mehr.“

Wieder ruft er sehr laut.

„Ja! Ich bin's! Hoolahee!... Der Berg ist über mich gekommen, aber ich habe mir trotzdem zu helfen gewusst, glaubt ihr mir's nicht?“

Nichts.

„Ich komme!“ ruft er, „ich komme!“

Nun hat er sich zwischen die grössten Blöcke hinabgelassen, es sind die grössten, die auch am weitesten gerollt sind. In den Zwischenräumen wächst weiter das Gras. Es wächst schön grün und bildet den Boden der Gässchen. Denn es sind richtige Gässchen. Sie sind gewunden und überkreuzen sich, etliche sind am Ende versperrt, andere sind mittendrin halb zugeschüttet. Man verlör bald die Richtung, denn die Gässchen sind zahlreich und verworren.

(Fortsetzung folgt)